

Patrick Cockburn, ein Reporter der britischen Tageszeitung "The Independent", beschreibt das Desaster des Irak-Krieges – Auszüge aus seinem neuen Buch

LUFTPOST

**Friedenspolitische Mitteilungen aus der
US-Militärregion Kaiserslautern/Ramstein
LP 120/06 – 03.11.06**

Irak, das größte strategische Desaster der amerikanischen Geschichte!

Von Patrick Cockburn

AlterNet, 01.11.06

(<http://www.alternet.org/story/43412/>)

Die folgenden Auszüge sind Patrick Cockburns neuem Buch "The Occupation: War and Resistance in Iraq" (Die Besetzung: Krieg und Widerstand im Irak), Verlag Verso 2006, entnommen.

Es ist der (bisher) seltsamste Krieg. Er hatte 2003 kaum begonnen, als Präsident George W. Bush am 1. Mai verkündete, dass er schon vorüber sei: Die amerikanische Mission sei erfüllt. Monate vergingen, bevor Washington und London realisierten, dass der Konflikt noch nicht beendet war. In Wirklichkeit fing der Krieg gerade erst an. Drei Jahre nach der (voreiligen) Erklärung Bushs hat das US-Militär 20.000 Tote und Verwundete im Irak zu beklagen, und es erlitt 95 Prozent der Verluste erst nach dem Fall Bagdads.

Bedenkenlos begannen die Vereinigten Staaten ihren Anspruch zu testen, die einzige Supermacht der Welt zu sein. Damit verprellten sie Verbündete innerhalb und außerhalb des Iraks; bei der Invasion war Tony Blair der einzige bedeutende Bündnispartner Bushs. Der erste Präsident George Bush hatte 1991 einer von der UNO gestützten Koalition zu einem kompletten Sieg in seinem Golfkrieg verholfen, vor allem weil er einen konservativen Krieg führte, um den Mittleren Osten in den Zustand vor dem Überfall des Iraks auf Kuwait zurück zu versetzen. Damit stellt er den Status quo wieder her, den die Welt kannte, und diese Wiederherstellung wurde deshalb international und im Mittleren Osten unterstützt. Der Krieg, den sein Sohn George W. Bush zwölf Jahre später im Jahr 2003 vom Zaun brach, war ein viel riskanteres Wagnis. Es war nichts anderes, als ein Versuch, das Gleichgewicht der Macht in der Welt zu verändern. Die Vereinigten Staaten wollten fast im Alleingang die Kontrolle über ein Land mit großen Ölreserven gewinnen. Sie wollten im Stile einer Kolonialmacht ein Land unterwerfen, das noch 15 Jahre vorher die stärkste arabische Macht gewesen war. Führende amerikanische Offizielle drohten (auch) offen damit, die Regierungen von Nachbarstaaten des Iraks auszuwechseln.

Die Debatte über den Überfall der Vereinigten Staaten auf den Irak war irreführend. Das Hauptmotiv des Weißen Hauses für den Krieg war die Annahme, man könne in einem solchen Konflikt sehr leicht zum eigenen Vorteil siegen. In Washington fühlten sie sich im Jahr 2002, als sie die letzten Beschlüsse zur Invasion in den Irak fassten, unheimlich stark. Es war der Höhepunkt der imperialen Selbstüberschätzung. Die Vereinigten Staaten hatten gerade einen schnellen Sieg in Afghanistan errungen. Die Armee der Taliban hatte sich aufgelöst, nachdem B-52 einige Wochen (Ziele in Afghanistan) bombardiert hatten und Pakistan seine Unterstützung einstellte. Ihre Hochburgen Kabul und Kandahar fielen fast ohne einen Schuss. Für Tony Blair, der einen weiteren kurzen und siegreichen Krieg der USA erwartete, muss die Unterstützung Bushs (im Irak-Krieg) wie eine sichere Wette ausgesehen haben.

Es gab keinen Grund (anzunehmen), Saddam Hussein könne nicht mit der gleichen Leichtigkeit wie die Taliban besiegt werden. Seine Armee war ein disziplinloser Haufen, seine schweren Waffen, die Panzer und Geschütze, waren veraltet und in schlechtem Zustand. Der Irak war erschöpft – durch seinen achtjährigen Krieg mit dem Iran zwischen 1980 und 1988, durch die demütigende Niederlage in Kuwait drei Jahre später und durch die dreizehn lange Jahre andauernden UN-Sanktionen. Wenn Bush und Blair wirklich geglaubt hätten, der irakische Führer habe die militärische Macht, den Mittleren Osten mit Massenvernichtungswaffen zu bedrohen, hätten sie ihn wahrscheinlich überhaupt nicht angegriffen.

Sie hatten recht mit der Annahme, dass er keinen großen Widerstand werde leisten können. Einige Jahre vorher hatte ich in Bagdad aus einiger Entfernung einer Militärparade zugesehen. Eine gut gedrillte Kolonne seiner Elite-Infanterie marschierte an Saddam vorbei, der auf einer erhöhten Plattform stand – in der Nähe des Triumphbogens aus zwei gekreuzten Schwertern, der an den Sieg über den Iran erinnern sollte. Alle Soldaten schienen schicke weiße Handschuhe zu tragen. Bei näherem Hinsehen erkannte ich, dass es der irakische Armee neben vielen anderen militärischen Ausrüstungsgegenständen auch an Handschuhen mangelte, und dass die Soldaten weiße Sportsocken über ihre Hände gestreift hatten.

Wenige Regierungen können der Versuchung widerstehen, durch einen gewonnenen Krieg ihr Ansehen in ihrem Land zu erhöhen. Dadurch werden sie in die Lage versetzt, sich als Verteidiger des Vaterlandes aufzuspielen. Einheimische politische Gegner können als Verräter dargestellt werden, denen es an Patriotismus mangelt. Die Bush-Regierung war nach dem 11. September und dem anschließenden Krieg in Afghanistan sehr erfolgreich darin, sich als Bannerträger der Nation darzustellen. Sie wollte wegen der 2004 anstehenden Präsidentschaftswahl im Irak noch einmal das Gleiche versuchen.

Nur wenige Menschen in den USA und in der übrigen Welt erkannten, welches außergewöhnliche Risiko Bush einging. Sogar Gegner machten meist nur moralische Bedenken gegen die Invasion geltend. Für Verfechter des Angriffs auf den Irak war das der richtige Zeitpunkt, um die (bösen) Geister (der Niederlagen) von Vietnam und Somalia zu vertreiben. Aber die Geschichte ist voller Beispiele von Kriegen, die Großmächte in der falschen Hoffnung auf einen leichten Sieg gegen schwächere Gegner begonnen haben. Der Herzog von Wellington warnte einst kriegslüsterne britische Politiker vor unbedachten militärischen Interventionen im Ausland mit folgenden Worten: "Große Nationen können keine kleinen Kriege führen." Er meinte damit, dass angeblich unbedeutende Konflikte mächtigen Staaten gewaltigen Schaden zufügen können. Weil er selbst erlebte, wie ein kleiner Krieg in Spanien Napoleon geschadet hatte, wusste er wovon er redete (Anspielung auf den britischen Sieg über die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar am 21.10.1805).

Der US-Fehlschlag im Irak hat sogar noch mehr Schaden angerichtet als Vietnam, weil der Gegner schwächer und die ursprünglichen Ambitionen größer waren. Die Annahme, die USA könnten fast ohne Verbündete allein handeln, erwies sich schnell als völlig falsch. Im Sommer 2004 übte das US-Militär nur auf einigen "Inseln" (im Irak) die Kontrolle aus. Der Fehlschlag war umso schlimmer, weil er selbst verschuldet war, wie die britische Invasion Ägyptens, mit der 1956 Nasser gestürzt werden sollte. Aber zur Zeit der Suez-Krise lag das britische Empire schon auf dem Totenbett. Das damalige Desaster war nur der letzte Sargnagel. Ein besseres Beispiel ist vielleicht der Buren-Krieg auf der Höhe der imperialistischen Macht der Briten, als ihre Streitkräfte einige Tausend Buren-Farmer nicht schlagen konnten und dadurch den wirklichen Mangel Großbritanniens an militärischer Stärke und seine diplomatische Isolierung erkennen ließen.

In vieler Hinsicht gleicht der Guerilla-Krieg im Irak dem in Vietnam. Ein Jahr nachdem er begonnen hatte, sprach ich mit US-Pionieren, die den lebensgefährlichen Job hatten, nach vergrabenen Bomben zu suchen, die als "Improvised Explosive Devices / IEDs" (improvisierte Sprengvorrichtungen) bekannt sind und meist aus mehreren zusammengebundenen großkalibrigen Artilleriegranaten bestehen, die über einen Draht oder durch Fernauslösung gezündet werden. Diese so genannten "Konvoi-Killer" erwiesen sich als verheerende Waffe und verursachten die Hälfte der fatalen US-Verluste. Die Pioniere erklärten, sie hätten keine Ausbildung für ihren Job erhalten. "Ich hörte nie von einer 'IED', bevor ich in den Irak kam," bemerkte ein Soldat. Ein Sergeant (Unteroffizier) sagte, es sei schwierig gewesen, ein altes aber noch gültiges Handbuch der US-Army zu ergattern, das während des Vietnam-Krieges gedruckt worden war, und Auskunft über diese Bombenart und die häufig in ihrer Nähe platzierten Sprengfallen gab, die unvorsichtige Pioniere töten sollten. Er glaubte, die Army habe dieses dringend notwendige Buch nicht nachgedruckt, weil das der offiziellen Linie widersprochen hätte, der Irak sei nicht mit Vietnam zu vergleichen.

Niemand sollte das Ausmaß der US-Niederlage bezweifeln. General William Odom, der frühere Chef der "National Security Agency" (der Nationalen Sicherheits-Agentur), des größten US-Geheimdienstes, nannte sie "das größte strategische Desaster in der amerikanischen Geschichte". Zu Hause in den USA braucht es noch Zeit, bis sich diese Einsicht durchsetzt. Rechte Kommentatoren behaupteten, die guten Nachrichten aus dem Irak würden unterdrückt. Dabei versuchten die Nachrichten-Programme eher die schlechten Nachrichten zu verschweigen, weil sie befürchteten, man werde ihnen einen Mangel an patriotischer Begeisterung vorwerfen. Die gleiche Befürchtung hemmte die Demokraten während der Präsidentenwahl 2004.

Die schärfsten Warnungen vor einem US-Debakel im Irak kamen zuerst von der US-Armee oder ihren politischen Verbündeten. "Viele behaupten, die Armee sei geschlagen," äußerte der Kongressabgeordnete Murtha, ein ehemaliger "Marine" (Soldat der Marine-Infanterie) und Vietnam-Veteran, in einer bewegenden Stellungnahme zu dem Krieg im November 2005. "Die Zukunft des Landes steht auf dem Spiel. Wir können unseren gegenwärtigen Kurs nicht fortsetzen. ... Wir machen uns Illusionen über eine verfehlte Politik." Er fügte hinzu, dass nur die Anwesenheit der US-Soldaten die Ursache für den Aufstand sei, und verwies auf eine bekannt gewordene Umfrage des britischen Verteidigungsministeriums, nach der 80 Prozent der Iraker die Anwesenheit fremder Truppen im Irak ablehnten.

Es war die überwältigende Unbeliebtheit der Besatzer, die unter den fünf Millionen Sunniten im Irak schnell den Beginn des Guerilla-Krieges auslöste. Auch die Anführer der Schiiten standen der Besetzung ablehnend gegenüber, wollten aber nicht zu den Waffen greifen, wenn sie die Macht durch Wahlen erringen konnten. Aber weder Sunniten noch Schiiten waren jemals verlässliche Verbündete der US-Truppen. All das zeichnete sich schon im ersten Kriegsjahr ab.

Weniger offensichtlich war der gescheiterte Versuch der USA, der Mehrheit der Iraker bessere Lebensbedingung zu verschaffen. So hatten zum Beispiel vor dem Sturz Saddam Husseins 50 Prozent der Iraker (direkten) Zugang zu Trinkwasser; Ende 2005 waren es nur noch 32 Prozent. Etwa 4 Milliarden US-Dollar wurden von den Regierungen der USA und des Iraks ausgegeben, um die Stromversorgung zu verbessern, aber im April 2006 war sie mit 4.100 Megawatt unter die Versorgung vor der Invasion abgesunken und betrug nur etwa die Hälfte der im Irak benötigten 8.000 Megawatt. Die Erdölförderung sank auf ein Tief von 1,4 Millionen Barrel pro Tag. Diese Zahlen bedeuten, dass die meisten Iraker am Rande des Existenzminimums dahinvegetieren und nur mit Hilfe billiger Regierungsrationen überhaupt

überleben können. Etwa 50 Prozent der Menschen, die arbeiten könnten, sind arbeitslos. Die Gewalt wird nicht aufhören, weil Millionen zorniger junger Männer, die verzweifelt nach Arbeit suchen, bereitwillig in jeder Miliz kämpfen oder sich einer kriminellen Bande anschließen.

Es sind nicht nur die Armen – die große Mehrheit der Iraker – die enttäuscht wurden. Einer meiner Freunde, ein studierter Geschäftsmann, hat mir beschrieben, wie ein US-Offizier einem halben Dutzend mehrsprachiger Iraker mit akademischen Titeln großspurige Vorträge über die Zukunft ihres Landes hielt. Ein Platz, wo die US-Amerikaner aufmerksame Zuhörer hätten finden können, war die Börse in Bagdad mit ihren Börsenmaklern. Aber dort haben sie 2003 einen 24-jährigen Amerikaner als Chef eingesetzt, der diesen Job nur bekam, weil seine Familie für die Republikanische Partei gespendet hatte. Er versäumte es angeblich, die Miete für das Gebäude zu bezahlen, das die Börse beherbergte, weshalb sie ein Jahr lang geschlossen blieb.

Nach sechs Monaten hörten sich die frustrierten Broker in ihrem Zorn auf die US-Besatzer wie militante Islamisten aus Falludscha an – und nicht mehr wie die äußerst konservativen Geschäftsleute, die sie eigentlich waren.

(Wir haben den Buchauszug komplett übersetzt und mit einigen Anmerkungen in Klammern und Hervorhebungen im Text versehen. Für unsere US-amerikanischen Leser drucken wir nach den Bildern aus dem Irak den Originaltext ab.)



Die Bilder wurden entnommen aus http://democracyrising.us/component/option.com_wrapper/Itemid,38/.

Iraq: 'The Greatest Strategic Disaster in American History'

By Patrick Cockburn, AlterNet

Posted on October 31, 2006, Printed on November 1, 2006,

The following is an excerpt from Patrick Cockburn's new book, [The Occupation: War and Resistance in Iraq](#) (Verso, 2006).

It has been the strangest war. It had hardly begun in 2003 when President George W. Bush announced on May 1 that it was over: the American mission had been accomplished. Months passed before Washington and London realized that the conflict had not finished. In fact, the war was only just beginning. Three years after Bush had spoken the US military had suffered 20,000 dead and injured in Iraq, 95% of the casualties inflicted after the fall of Baghdad.

Almost without thinking, the US put to the test its claim to be the only superpower in the world. It spurned allies inside and outside Iraq; in invading Iraq Tony Blair was Bush's only significant supporter. The first President George Bush led a vast UN-backed coalition to complete victory in the Gulf War in 1991 largely because he fought a conservative war to return the Middle East to the way it was before Iraq's invasion of Kuwait. It was a status quo with which the world was familiar, and restoring was therefore supported internationally -- and in the Middle East. The war launched by his son, George W. Bush, twelve years later in 2003 was a far more radical venture. It was nothing less than an attempt to alter the balance of power in the world. The US, acting almost alone, would seize control of a country with vast oil reserves. It would assume quasi-colonial control over a nation which fifteen years previously had been the greatest Arab power. Senior American officials openly threatened to change the governments of states neighboring Iraq.

The debate on why the US invaded Iraq has been over-sophisticated. The main motive for going to war was that the White House thought it could win such a conflict very easily and to its own great advantage. They were heady times in Washington in 2002, as the final decisions were being taken to invade Iraq. It was the high tide of imperial self-confidence. The US had just achieved a swift victory in Afghanistan. The Taliban forces had evaporated after a few weeks of bombing by B-52s and the withdrawal of Pakistani support. Their strongholds in Kabul and Kandahar fell with scarcely a shot fired. To Tony Blair, believing that the US was about to fight another short and victorious war, support for Bush must have looked like a safe bet.

There was no reason why Saddam Hussein should not be defeated with the same ease as the Taliban. His army was a rabble, his heavier weapons, such as tanks and artillery, obsolete and ill-maintained. Iraq was exhausted by its eight-year war with Iran between 1980 and 1988, the humiliating defeat in Kuwait three years later and the thirteen long years of UN sanctions. If Bush and Blair had truly believed the Iraqi leader possessed the military strength sufficient to pose a threat to the Middle East through weapons of mass destruction, they probably would not have attacked him.

They were right to suspect he could not put up much of a fight. A few years earlier I had watched a military parade in Baghdad from a distance. A well-disciplined column of elite infantry marched past Saddam, standing on a raised platform near the Triumphal Arch made of crossed swords that commemorated the victory over Iran. All the soldiers appeared to be wearing smart white gloves. Only when I got closer did I realize that the Iraqi army was short of gloves, as it was of so many other types of equipment, and that the soldiers were wearing white sports socks on their hands.

Few governments can resist the temptation to fight and win a war that will boost their standing at home. It enables them to stand tall as defenders of the homeland. Domestic political opponents can be portrayed as traitors or lacking patriotism. The Bush administration had been particularly successful in wrapping the flag around itself after September 11 and later during the war in Afghanistan. It intended to do the same thing in Iraq in the run-up to the 2004 presidential election.

It was evident to very few in the US or the rest of the world that Bush was engaged in an extraordinary gamble. Even opponents of the war mostly cited moral objections to the invasion. For supporters of the attack on Iraq this was the moment that the US would lay the ghosts of Vietnam and Somalia. But history is full of examples of wars launched by great powers against weaker opponents in the mistaken expectation of an easy victory. The Duke of Wellington, warning hawkish politicians in Britain against ill-considered military intervention abroad, once said: "Great nations do not have small wars." He meant

that such supposedly insignificant conflicts can inflict terrible damage on powerful states. Having seen what a small war in Spain had done to Napoleon, he knew what he was talking about.

The US failure in Iraq has been even more damaging than Vietnam because the opponent was punier and the original ambitions were greater. The belief that the US could act alone, almost without allies, was quickly shown to be wholly false. By the summer of 2004 the US military had only islands of control. The failure was all the worse because it was self-inflicted, like the British invasion of Egypt to overthrow Nasser in 1956. But by the time of the Suez crisis the British empire was already on its deathbed. The disaster only represented a final nail in its coffin. Perhaps the better analogy is the Boer War, at the height of the British imperial power, when the inability of its forces to defeat a few thousand Boer farmers damagingly exposed both Britain's real lack of military strength and its diplomatic isolation.

In many ways the guerilla war in Iraq resembled Vietnam. A year after it started I talked to US sappers with the highly dangerous job of looking for buried bombs, known as IEDs (Improvised Explosive Devices), usually several heavy artillery shells wired together and detonated by a long wire or by remote control. These so-called "convoy killers" were to prove a devastating weapon, causing half of US fatal casualties. The sappers explained they had received no training for the job. "I never heard of an IED before I came to Iraq," remarked one soldier. A sergeant said that he had with difficulty obtained an old but still valid US Army handbook, printed during the Vietnam war, about this type of bomb and the lethal booby traps often placed nearby to kill unwary sappers. He believed the army had not reissued the handbook, useful though it was, because doing so might appear to contradict the official line from the Pentagon that Iraq was not like Vietnam.

There should be no doubt about the extent of the US failure. General William Odom, the former head of the National Security Agency, the largest US intelligence agency, called it "the greatest strategic disaster in American history." Back in the US it took time for this to sink in. Right-wing commentators claimed that the good news about Iraq was being suppressed. US network news programs were edgy about reporting the bad news because they feared being accused of lack of patriotic zeal. The same inhibition hamstrung the Democrats during the presidential election in 2004.

The sharpest denunciations of the US debacle in Iraq first came from the US Army or its political allies. "Many say the army is broken," said Congressman Murtha, former Marine and veteran of Vietnam, in a stirring philippic on the war in November 2005. "The future of the country is at risk. We cannot continue in our present course. ... It's a flawed policy wrapped in an illusion." He added that the very presence of US soldiers was fueling the uprising and referred to a leaked British Ministry of Defense poll showing that 80% of Iraqis opposed the presence of foreign troops in Iraq.

It was the overwhelming unpopularity of the occupation among the five million Sunni Arabs in Iraq which led to the speedy start of guerilla warfare. The Shia leaders were also hostile to the occupation but were not going to oppose it in arms if they could take power through the elections. But neither Sunni nor Shia were ever going to provide reliable allies for the US. All of this became evident during the first year of the war.

Less obvious was the failure of the US to give most Iraqis a better life at the most basic level. For instance, before the overthrow of Saddam Hussein 50 percent of Iraqis had access to drinkable water, but this figure had dropped to 32% by the end of 2005. Some \$4 billion was spent by the US and Iraqi governments on increasing the electricity supply,

but in April 2006 this fell to 4,100 megawatts, below pre-invasion levels, which represents half the 8,000 megawatts needed by Iraq. Oil production touched a low of 1.4 million barrels a day. These figures meant that most Iraqis lived on the edge of destitution, surviving only because of cheap government rations. At least 50 percent of people who could work were unemployed. Violence was not going to end so long as there were millions of angry young men so desperate for work that they were prepared to fight in any militia or join any criminal gang.

It was not only the poor -- the vast majority of Iraqis -- who were alienated. One friend, a highly educated businessman, described listening to a US officer solemnly lecturing half a dozen Iraqis with PhDs and the command of several languages on the future of their country. One place where the US might have hoped for a sympathetic hearing was among the brokers on the Baghdad stock exchange. But in 2003 control of the exchange was given to a 24-year-old American whose main credential for the job was his family's contributions to the Republican Party. He allegedly failed to renew the lease on a building housing the exchange, which consequently stayed shut for a year.

After six months the brokers' frustrated fury at the US occupation made them sound more like Islamic militants from Fallujah than the highly conservative businessmen they were. *Copyright Verso Books, 2006. Reprinted with permission of the publisher and author.*

Patrick Cockburn is a reporter for the [The Independent](#) and is author of, most recently, [The Occupation: War and Resistance in Iraq](#) (Verso, 2006).

www.luftpost-kl.de

VISDP: Wolfgang Jung, Assenmacherstr. 28, 67659 Kaiserslautern